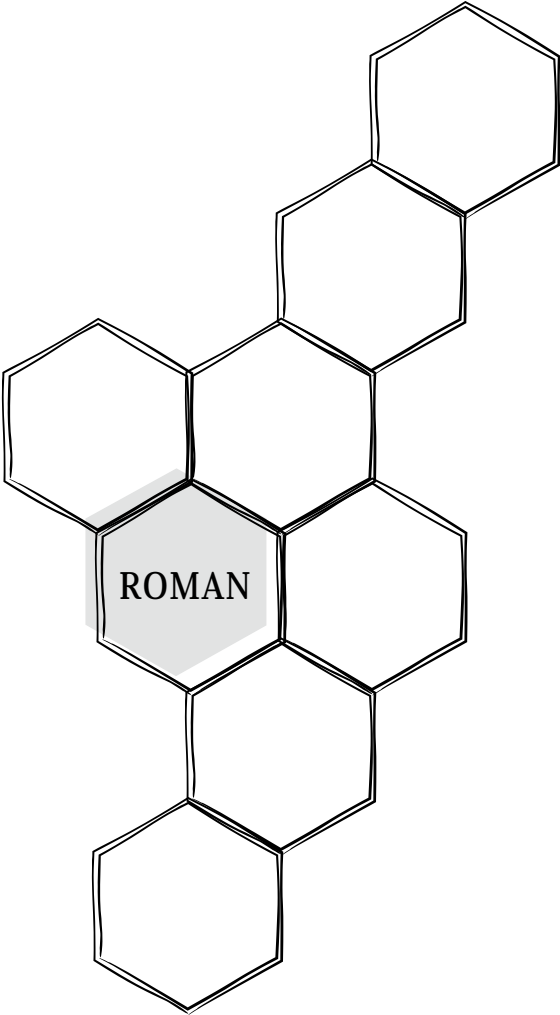




MAJA ZADE

WAND AN WAND

Matthes & Seitz Berlin



MAJA

»Und?«, fragt Johanna.

»Was, und?« Ich stelle das Weinglas auf den Tisch und lege mich quer aufs Sofa, sodass ich in die Baumkrone des Kastanienbaums gucken kann.

»Was ist mit deiner Nachbarin im Erdgeschoss?«

»Ein Alptraum«, sage ich und schiebe ein Kissen unter meinen Kopf. »Neulich kam ich spät nach Hause, ziemlich angetrunken, Tobias war nämlich in der Stadt und wir hatten uns in einer Cocktailbar getroffen, und sehe, dass Polizei vor unserer Haustür steht. Ein Mann und eine Frau, mit Waffen am Gürtel, die gefragt haben, ob ich einen Schlüssel für ihre Wohnung hätte, was, wie du dir denken kannst, natürlich nicht der Fall ist. Ich hab versucht, nüchtern zu wirken, hat nur leider null funktioniert, weil ich, als ich an dem Mann vorbeiging, über die Türmatte gestolpert bin und er mich auffangen musste.«

»Betrunkensein ist nicht strafbar.«

»Anscheinend war die Frau am Schreien, seit Stunden, aber hat sich geweigert, ihre Tür aufzumachen.«

»Und?«

»Die beiden sind hinter mir ins Hinterhaus und haben an die Tür gehämmert, und dann haben sie gefragt, ob man über den zweiten Hinterhof vom Nachbarhaus zu ihrer Terrassentür kommt.«

»Kommt man?«

»Ja, keine Ahnung, was dann passiert ist. Aber auf jeden Fall war danach ein paar Tage lang Ruhe.«

»Weil sie sie abgeholt haben?«

»Vermutlich«, sage ich.

»Irre«, sagt Johanna. »Das klingt extrem bipolar.«
 »Auf jeden Fall psychisch gestört.«
 »Apropos gestört, wie geht es Tobias?«
 »Er lässt dich grüßen.«
 »Nett.«
 »Er denkt darüber nach, mit einer der Frauen Schluss zu machen.«
 »Mit welcher?«
 »Emilia.«
 »Welche war Emilia«, fragt Johanna. »Ich brauch ein paar mehr Stichworte.«
 »Nummer fünf. Die, die Drehbücher fürs Fernsehen schreibt und denkt, sie lebt in einem französischen Film.«
 »Ah«, sagt Johanna. »Gute Wahl. Wobei ich auch auf die Nummer drei mit ihren ständigen Schwangerschaftsalarmen verzichten könnte. Ich meine, wie oft kann eine Frau sich einbilden, schwanger zu sein?«
 »Wie oft kann ein Mann das glauben?«, frage ich.
 »Klar«, sagt Johanna, »auf irgendeiner Ebene will er das.«
 »Dass sie schwanger ist?«
 »Den Alarm. Ich warte ja auf den Tag, an dem die Frauen sich alle treffen«, sagt Johanna. »Diese Überkompensation, nur weil er im Gymnasium gehänselt wurde, ist langsam nicht mehr lustig.«
 »Ich werd's ausrichten.«
 Ich höre ein leises Klirren am anderen Ende der Leitung.
 »Was machst du?«, frage ich. »Trinkst du den Yogi-Tee?«
 »Woher weißt du das?«
 »Ich höre die Trinkpausen«, sage ich, »und ich lebe in Hoffnung, dass der Tee gut angekommen ist.«
 »Ist er«, sagt Johanna, »wobei ich sagen muss: Dass du jetzt auch esoterisch einsteigst, finde ich zutiefst verstörend.«
 »Ich steige nicht esoterisch ein«, sage ich, »ich weiß nur, wie sehr du Yogi-Tee und diese albern Sprüche an den Teebeuteln liebst.«
 »Das tue ich wirklich«, sagt Johanna, »während ich hier an dem

Halswärmertee nippe, denke ich darüber nach, dass joy the essence of success ist.«

Ich stehe auf und gehe in die Küche, um mir am Kühlschrank mehr Wein nachzugießen, entscheide dann aber, die ganze Flasche mit ins Wohnzimmer zu nehmen.

»Im Ernst«, sage ich. »Was machst du?«

»Ich liege auf dem Sofa und genieße die Stille.«

»Gefällt es Lia im Kindergarten?«

»So mittel«, sagt Johanna, »sie weint jedes Mal, wenn ich sie abgebe, aber ich kann sie nicht den ganzen Tag zu Hause haben. Ihr Energiepegel ist krass, was toll ist, denn wer will kein Kind voller Energie, aber eben auch extrem anstrengend, weil sie natürlich nichts versteht.«

»Ist das vielleicht gut?«, frage ich.

»Wahrscheinlich«, sagt Johanna. »Keine Ahnung. Auf jeden Fall hat sie gestern gefragt, wann ich wieder gesund werde.«

»Und was hast du gesagt?«

»Ich hab versucht, zu erklären, dass ich es nicht weiß, und sie hat genickt, aber natürlich versteht das eine Vierjährige nicht.«

»Scheiße«, sage ich und nehme einen großen Schluck Wein.

»Rot oder weiß?«, fragt Johanna.

»Rosé«, sage ich. »Auf dem Label ist ein Fahrrad.«

Sie seufzt. »Ich vermisse Alkohol so sehr.«

»Wie geht es dir?«

»Noch nicht«, sagt Johanna, »erst will ich wissen, wie es bei dir läuft.«

»Na ja«, sage ich. »Im Augenblick eher mau. Ich glaube, ich muss mir einen Job suchen. Dieses ewige Zu-Hause-Rumhängen ist nicht gut für die Psyche.«

»Wem sagst du das«, sagt Johanna, »meine Welt besteht aus Zuhause und Krankenhaus. Inzwischen hab ich das Gefühl, die Ärzte sind meine engsten Verwandten.«

»Endlich hast du welche«, sage ich. »Weißbekittelte Geschwister und Onkels.«

Johanna lacht. »Ein Traum wird wahr.«

»Im Ernst«, sage ich. »Mir fällt die Decke auf den Kopf.«

»Dann setz dich in die Bibliothek und schreib.«

»So, als ob ich ins Büro gehe, um meine Arbeit zu erledigen? Ein Hauptgrund, überhaupt zu schreiben, ist die Verweigerung eines normalen Lebens.«

»Was auch immer das heißen soll«, sagt Johanna, »normales Leben. Wenn du nicht so viel zu Hause sein willst, dann musst du das Haus verlassen. Entweder gehst du raus und setzt dich irgendwo hin und schreibst, oder du suchst dir einen Teilzeitjob. Oder ein Ehrenamt, was ist mit einem Ehrenamt?«

»Hm«, sage ich und trinke einen Schluck.

»Dann hätten wir das also geklärt«, sagt Johanna. »Du wirst aktiv, statt ständig tatenlos rumzuhängen und zu maulen.«

»No pressure«, sage ich.

»Das ist genau das, was du brauchst«, sagt Johanna. »Druck. Das war schon im Studium so. Ohne Druck bist du gnadenlos faul und verstrickst dich in Ausreden.«

»Ich bin nicht faul, ich bin antriebslos«, sage ich.

»Same, same«, sagt Johanna. »Reiß dich zusammen.«

Ich mache ein Reißgeräusch, was eher wie ein Schnarchen klingt.

»Was soll das jetzt?«, sagt Johanna.

»Reißgeräusch«, sage ich. »Ich hab mich zusammengerissen.«

»Du spinnst«, sagt Johanna. »Ich weiß nicht, warum du von mir wegziehen musstest. In diesen Moloch.«

»Niemand außer dir verwendet Wörter wie Moloch«, sage ich.

»In Göttingen ist das Wort Moloch durchaus geläufig.«

»Und im Gegensatz zu dir fand ich Göttingen immer alptraumhaft«, sage ich. »Diese Kleinstadtpiefigkeit gepaart mit Uni-Dünkel, da krieg ich Pickel.«

»Aber denk an Cron & Lanz«, sagt Johanna.

»Eine Konditorei reicht nicht als Grund, in einer Stadt zu bleiben«, sage ich.

»Aber der Baumkuchen!«

»Die Baumkuchenspitzen.«

»Die sind spitze.«

Wir lachen.

»Soll ich am Wochenende kommen, und wir gehen zu Cron & Lanz?«

»Ich vertrage nichts Süßes«, sagt Johanna.

»Ich kann auch so kommen.«

Johanna schweigt.

Trinkt sie Tee? Denkt sie nach?

Die Pause wird immer länger, und als sie wieder spricht, ist ihre Stimme leise.

»Ich glaube nicht«, sagt sie.

»Warum nicht?«

Sie zögert.

»Johanna?«

Ich höre, wie ihre Tasse leise gegen die Untertasse klirrt.

Sie seufzt, sagt dann: »Ich will nicht, dass du mich so siehst.«

»Wie?«

»Ohne Haare.«

»Johanna«, sage ich. »Wie lange kennen wir uns?«

»Seit 23 Jahren.«

»Meinst du wirklich, ich würde dich ohne Haare weniger mögen?«

»Nein. Aber jetzt, wenn wir nur telefonieren, denkst du, ich bin so schön wie damals.«

»Ich hab nie gedacht, dass du schön bist.«

»Pute.«

Ich lache.

»Im Ernst«, sagt Johanna, und auf einmal merke ich, dass ihre Stimme zittert und sie versucht, nicht zu weinen. »Ich hab Angst davor, dich zu sehen, wenn du mich siehst. Den Schock in deinem Gesicht, den du versuchen würdest, zu überspielen. Das würde es real machen.«

Sie weint. Leise, verzweifelt. Das Geräusch erinnert mich an ein kleines, schutzloses Tier.

»Johanna«, sage ich, dann fange auch ich an zu weinen. Die Lautstärke der Schluchzer, die auf einmal aus mir herausbrechen, überrascht mich. Ich halte die Hand, die nicht das Telefon hält, vor den Mund. Mein eigenes Weinen kommt mir übertrieben vor, theatral, aber selbst während ich das denke, schaffe ich es nicht, mich zu beherrschen, also presse ich die Hand fester auf den Mund, während mir die Tränen aus den Augen und der Rotz aus der Nase laufen. Woher kommt diese ganze Flüssigkeit, denke ich, wie ist es möglich, dass Gefühle sich verflüssigen und aus einem Körper herausströmen können?

Es dauert ein paar Minuten, bis wir uns wieder gefangen haben, und natürlich sammelt sich Johanna vor mir, denn schon immer hatte sie ihre Gefühle besser im Griff als ich die meinen, und außerdem ist die Krankheit für sie Alltag, während ich Stunden und manchmal sogar Tage habe, an denen ich so beschäftigt bin, dass ich nicht an sie denke.

»Alte Heulsuse«, sagt Johanna.

»Selber Suse«, sage ich. »Pute.«

Wir lachen.

Ich höre, dass es bei Johanna an der Tür klingelt.

»Warte«, sagt sie.

Ich vermute, dass sie aufsteht und zur Wohnungstür geht, aber Schritte höre ich keine. Sie muss Socken tragen, keine Schuhe, und vermutlich hat sie so viel abgenommen, dass sie kaum noch etwas wiegt.

»Mama!«, schreit Lia.

Kinderschritte auf den Dielen.

»Lia«, sagt Johanna. »Willst du Maja Hallo sagen?«

Gekruschel, dann Kinderkeuchen in meinem Ohr.

»Maja!«, ruft Lia.

Johanna lacht. »Du brauchst nicht schreien, nur weil Maja in Berlin ist. Sie hört dich auch, wenn du in normaler Lautstärke sprichst.«

»Hallo Lia!«, rufe ich.

Mehr Gekruschel; Schuhe, die auf den Boden geworfen werden.
»Lia hasst Spinnen auch«, sagt Johanna, die das Telefon wieder genommen hat.

»Ja!«, höre ich im Hintergrund.

»Sobald sie eine sieht, schreit sie wie am Spieß.«

»Nicht wahr!«, ruft Lia.

»Wohl wahr«, sagt Johanna.

»Okay«, sage ich. »Same time next week?«

»Gleiche Stelle, gleiche Welle.«

»Der Spruch macht hier keinen Sinn«, sage ich.

»Whatever.« Johanna lacht und legt auf.

○

Vielleicht sollte ich am Wochenende einfach in Göttingen auftauchen. Vielleicht ist es falsch, Johanna unter Druck zu setzen, zu fordern, dass sie entscheidet, ob ich komme oder nicht. Wahrscheinlich würde sie sich doch freuen, wenn ich auf einmal da wäre. Ich könnte im Hotel wohnen, damit es sie nicht anstrengt. Und ich könnte mit Lia auf den Spielplatz, damit Johanna schlafen kann. Ich betrachte den Kastanienbaum, dessen einzelne Blätter jetzt, wo es dunkel wird, langsam verschwinden und zu einer großen, schattigen Baumkrone verschmelzen. Als ich mir mehr Wein einschenke, stelle ich fest, dass ich während des Telefonats die ganze Flasche geleert habe, so als ob ich, weil Johanna nicht trinken darf, für uns beide trinken muss. Während ich noch einen Schluck nehme, brummt mein Handy.

»Mit Nummer zwei in der Stadt«, schreibt Tobias. »Sie denkt, ich bin bei einem Geschäftsessen. Sad Keanu in einer Stunde?«

»Schon wieder?«, schreibe ich.

Er schickt ein Cocktail-Emoji, gefolgt von einem Teufelsgesicht.

Es ist natürlich nicht nur Johanna, die Angst vor unserem Wiedersehen hat. Solange ich Johanna nicht sehe, kann ich so tun, als ob

es keinen Gebärmutterkrebs gäbe, der gnadenlos gestreut hat und sich trotz ständiger Bestrahlung immer weiter in ihrem Körper ausbreitet. Die Wahrscheinlichkeit, dass Johanna überleben wird oder überhaupt noch lange lebt, ist gering, und Johanna weiß das, aber das Reden darüber würde den Tod zu real machen und ihr die Energie, die sie für Lia braucht, rauben. Jedes bisschen Kraft zählt. Und dennoch tut es weh, immer wieder, dass es auf einmal etwas gibt, über das wir im stummen Einverständnis schweigen.

Eigentlich habe ich überhaupt keine Lust, die Wohnung zu verlassen, aber ich denke an Johannas Ermahnung, nicht tatenlos rumzusitzen, außerdem ist Ablenkung vermutlich eine gute Idee, also schicke ich Tobias ein Daumen-hoch-Emoji.

»Wer weiß, was die Zukunft bringt«, hat Johanna immer gesagt, als wir noch studierten, wobei es damals darum ging, dass wir uns beide unsicher waren, was wir beruflich tun sollten, und Angst hatten, uns zu früh festzulegen. Manchmal denke ich, dass Johanna aus lauter Überforderung an der Uni geblieben ist, dass das ein Weg war, nicht entscheiden zu müssen, was danach kommt.

Ich trinke den Wein aus und bringe das Glas und die leere Flasche in die Küche.

Schreie von draußen. Die Frau aus dem Erdgeschoß steht im Hof und klammert sich an einen alten Kirchenstuhl, der eine kreuzförmige Öffnung in der Rückenlehne hat. Die Lehne presst sie an ihren Brustkorb, der Sitz ist nach außen gedreht. Sie versucht, eine ältere Frau von sich fernzuhalten, die gestikulierend vor ihr steht. Es ist zu dunkel, um ihre Gesichter deutlich zu erkennen, aber als die ältere Frau einen Schritt nach vorne macht, sieht es so aus, als ob die jüngere ihre Augen schließen würde. Die etwas ältere Frau redet auf die jüngere ein, und nach ein paar weiteren Minuten stellt die jüngere Frau den Stuhl schließlich hin und setzt sich auf

ihn drauf. In der Dämmerung auf einem alten Kirchenstuhl unter einem Kastanienbaum, denke ich. Wenn die Frau keine psychischen Probleme hätte, wäre das ein romantischer Anblick.

Duschen, denke ich. Irgendetwas an Wasser, das auf die Schultern und den Nacken fällt und dann die Länge des Körpers entlanggleitet, um im Ausguss zu verschwinden, ist beruhigend und hilft beim Nachdenken. »Es gibt Meermenschen und Bergmenschen«, meint Johanna immer, »das ist eine größere Kluft als die zwischen Männern und Frauen.« Johanna ist ein Meermensch, ich auch, und dementsprechend war unser erster gemeinsamer Urlaub nach Mallorca gegangen, wo wir tagsüber am Strand gelegen und bereits nachmittags angefangen hatten, Sangria zu trinken. Ich wusste nach diesem Urlaub, der am Ende unseres zweiten Semesters in Göttingen stattgefunden hatte, dass wir für immer befreundet sein würden. Die Gespräche im dunklen Hotelzimmer, als wir nebeneinander in unseren Betten lagen, sind die wichtigsten Gespräche, die ich jemals mit einem anderen Menschen geführt habe. Nicht nur, weil man mit Anfang zwanzig viel zu besprechen hat, versuchen muss, das Leben und den eigenen Platz darin zu sortieren, sondern auch, weil es besonders war, weil sie es war, die da neben mir gelegen, mir mit ungeheurer Konzentration zugehört hatte, ihr Körper reglos, so als ob sie Angst gehabt hätte, dass eine noch so kleine Bewegung mich bei der Formulierung meiner Gedanken stören könnte.

Als ich geduscht und umgezogen wieder in der Küche stehe und aus dem Fenster sehe, sind die beiden Frauen und der Stuhl aus dem Hof verschwunden, dafür ist in einer der Wohnungen im Vorderhaus das Licht angegangen. In der Wohnung brennt das Licht jede Nacht. Sobald es dunkel wird, knipst es jemand an, und sobald es hell wird, geht das Licht wieder aus. Man sieht nie, wer dort wohnt, nie ist jemand in einem der Zimmer, aber diesmal sieht es so aus, als ob sich hinter dem ungewöhnlicherweise

zugezogenen Vorhang ein Schatten bewegt, wobei die Bewegung so langsam ist, dass ich mir unsicher bin, ob es ein Mensch oder ein Möbelstück ist.



Als ich aus der Wohnung trete, sehe ich, dass meine Nachbarin mit einem Edeka-Beutel in der Hand ihre Tür aufschließt. Sie nickt mir zu, sodass ihre roten Haare wippen, und ich überlege, ob ich mich endlich mal vorstellen soll, schließlich wohnen wir in der gleichen Etage, sind ungefähr gleich alt und sie sieht nett aus, aber in dem Moment kommen der mittelalte Mann und seine halb so alte Freundin, die in einer der Wohnungen im Stockwerk über uns wohnen, langsam die Treppe runter. Der Mann hat den Arm um die Schultern der Frau, die ein billig aussehendes dunkelblaues Kostüm trägt und leise auf ihn einredet, gelegt. Meine Nachbarin stellt ihren Beutel ab und fährt sich mit der Hand durch die Haare.

»Hallo«, sagt der Mann.

»Hi«, antwortet meine Nachbarin.

Die junge Frau wirft meiner Nachbarin einen Blick zu, bleibt stehen und hebt ihr Gesicht zu dem des Mannes. Ihre rosafarbene, überraschend große Zunge fährt an seinem Kinn entlang.

»Okay«, sagt er.

Meine Nachbarin verschwindet in ihrer Wohnung und schließt die Tür mit einem mittellauten Knall.

Die junge Frau löst sich von dem Mann und geht weiter.

Unhöflich, denke ich. Und irgendwie komisch.

Während die beiden an mir vorbeigehen, schließe ich meine Tür ab, und weil ich keine Lust habe, hinter ihnen herzugehen, entscheide ich mich dafür, den Fahrstuhl zu nehmen. Unser Fahrstuhl ist innen im Haus, was ungewöhnlich ist, denn die meisten Fahrstühle im Prenzlauer Berg sind von außen an die Hinterhoffassaden drangeklatscht, dafür aber extrem langsam, deswegen höre ich, während ich darauf warte, dass der Fahrstuhl auf meiner

Etage ankommt, wie unten die Haustür aufgeht und die beiden das Haus verlassen.

Als ich mich im Spiegel des Fahrstuhls betrachte, wird mir klar, dass es ein Fehler war, die Haare nicht zu waschen, denn die leicht fettigen Strähnen auf meiner Stirn betonen meine verquollenen Augen, die selbst hinter meinen wie immer ziemlich verdreckten Brillengläsern deutlich sichtbar sind.

Im Erdgeschoss kollidiere ich mit einem Mann in Latzhose, der ein Regal aus der Wohnung der gestörten Frau trägt.

»Sie zuerst«, sagt er, also gehe ich vor ihm her und halte die Haustür auf.

Er schleppt das Regal mit sichtbarer Anstrengung in den Hof und stellt es zu einer bereits dort zwischen den Fahrrädern stehenden Ansammlung von Möbeln. Eine von allen Seiten verspiegelte Kommode, ein auberginefarbenes Samtsofa, eine Stehlampe in Form einer menschengroßen goldenen Ente, die ein Kabel, an dem eine Glühlampe hängt, im Schnabel hält. Ich hätte nicht damit gerechnet, dass die Frau im Erdgeschoß so schlechten Geschmack hat.

Ich umründe die Möbel und betrete den Flur des Vorderhauses.

Eine Frau, die ein Tuch um ihren Kopf gewickelt hat, das sie komisch deformiert aussehen lässt, kommt mir entgegen. Ich will sie gerade grüßen, als sie meinen Arm packt und mich zur Seite zieht.

»Achtung«, sagt sie.

Wir pressen uns gegen die Wand, während zwei weitere Männer in Latzhosen ein riesiges schwarzes Bett aus dem Hof und an uns vorbei in den Flur manövrieren.

»Eine komische Zeit für einen Umzug«, sage ich. »Sind Umzüge nicht meistens morgens?«

»Die Frau im Erdgeschoss?«, fragt die Frau mit dem Tuch und zuckt mit den Schultern.

»Ja«, sage ich und merke, wie sie mich von der Seite betrachtet. Offenbar sehe ich real genauso schlecht aus wie im Spiegel des

Fahrstuhls. Vielleicht sollte ich mir am Wochenende etwas gönnen. Im Vorderhaus gibt es eine Frau, die Massagen anbietet, was natürlich super praktisch, aber auch riskant wäre, denn wenn mir die Behandlung nicht gefiele, würde ich nicht wieder hingehen wollen, und das könnte zu peinlich verklemmten Situationen am Müllhäuschen führen.

»Ich bin froh, dass sie auszieht, wobei wir das Geschrei in unserer Wohnung zum Glück nicht mitbekommen, aber wer will schon ständig die Polizei im Haus haben?«

Sie sieht mich an.

Ich nicke.

»Endlich Ruhe«, sagt sie.

»Wissen Sie, wer die Wohnung nimmt?«, frage ich.

Sie schüttelt den übergroßen Kopf. »Hoffentlich jemand Ruhiges. Hoffentlich ein Eigentümer oder eine Eigentümerin.«

Ich bin Mieterin, mit einem uralten Mietvertrag, sonst könnte ich mir nie im Leben leisten, in diesem Haus zu wohnen, aber das scheint ihr nicht klar zu sein.

»Eigentümer, besonders die, die im eigenen Eigentum wohnen, verspüren in der Regel eine größere Verantwortung für das Haus, finden Sie nicht?«

Ich sage nichts.

»Schließlich wollen wir alle in einem gut gepflegten Umfeld wohnen, nicht wahr?«

Die Männer haben das Bett inzwischen an uns vorbeigetragen und nähern sich langsam der Haustür.

»Aufpassen!«, ruft die Frau. »Die Tür ist frisch gestrichen!«

Einer der Umzugshelfer grunzt.

»Ich mag dieses satte, matte Ochsenblut«, sagt die Frau.

»Ochsenblut ist eine gute Farbe«, sage ich.

Sie nickt. »Es hat etwas Historisches.«

Als die Umzugshelfer es geschafft haben, das Bett durch die Tür zu tragen, erscheint ein Mann in Anzug, der eine Unmenge von mit Klarsichthüllen überzogenen Hemden im Arm trägt.

»Wo warst du so lange?«, fragt die Frau.

»Reinigung«, sagt der Mann. »Anna konnte das eine Hemd nicht finden.«

Die Frau schüttelt den Kopf.

»Ich muss los«, sagt sie dann, sieht mich an und fügt hinzu: »Ich gehe ins Theater.«

»Aha«, sage ich.

»Mögen Sie Theater?«

»Klar.«

»Siehst du?«, sagt sie zu dem Mann.

Er transferiert die Hemden mit großer Konzentration vom linken zum rechten Arm.



Tobias sitzt bereits am Kamin, sodass ich einen perfekten Blick auf die kahle Stelle auf seinem Hinterkopf habe, die mit jedem Besuch in Berlin zu wachsen scheint.

Die Wände der Cocktailbar sind schwarz gestrichen und weiße Schaffelle über dunkle Sessel drapiert, als ob die Bar eine alpine Skihütte aus einem James-Bond-Film wäre.

»Keanu Reeves war mal hier«, meinte Tobias, als wir uns zum ersten Mal hier trafen, »es gibt ein Foto von ihm, wie er alleine vor einem Glas Whiskey sitzt.«

»Aha«, sagte ich.

»Ich liebe Keanu.«

»Gefällt dir, dass er mit nur einer Frau zusammen ist oder dass sie genauso alt ist wie er?«

»Sehr witzig«, sagte Tobias. »Nein. Ich mag es, dass Keanu auch mal alleine sein kann.«

Tobias nahm sich eine Handvoll Popcorn und nippte an seinem überkauften Gimmick-Cocktail. Präventiöser Scheiß, aber Tobias liebt die Bar, er denkt, das ist Berlin.

»Tobias«, sage ich, und er schaut zu mir hoch, bevor er auf-

steht, um mich, wie immer, wenn wir uns sehen, auf die Lippen zu küssen.

»Idiot«, sage ich ebenfalls wie immer.

Er zuckt mit den Schultern. »Try again, fail again. Fail better.«

»Nicht dein Ernst. Beckett?«

»Du magst doch Literatur.«

Ich setze mich neben ihn.

»Was führt dich in die Großstadt?«

»Dienstreise.«

»Keine neue Frau?«

Er schüttelt den Kopf.

»Bin ich jetzt die neue Nummer fünf?«

»Du warst immer die Nummer eins.«

»Fragt Nummer zwei nicht, warum sie nicht mit zum Geschäftsessen darf?«

»Sie denkt, meine Frau ist mit mir hier.«

»Und deine Frau wohnt in einem anderen Hotel?«

»Eva ist im Motel One, und ich bin im Park Inn.«

»Mit deiner fiktiven Ehefrau.«

Er nickt. »Gabriela.«

»Ich fasse es nicht, dass du ihr einen Namen gegeben hast.«

»Ohne Gabriela wäre das alles nicht möglich«, sagt Tobias.

Ich lache. »Die unsichtbare, aber konstante Präsenz an deiner Seite.«

»Manchmal kommt sie mir realer vor als Nummer eins bis fünf.«

»Ich verstehe nicht, wo du die Energie für diese ganzen Lügen herholst.«

»Übung«, sagt Tobias. »Außerdem, wenn du das Grundkonstrukt einmal erfunden hast, läuft der Rest im Prinzip von selbst.«

»Du bist krank, völlig krank.«

Ein Kellner, passend zu den Wänden in Schwarz gekleidet, mit einer weißen Serviette über die linke Schulter drapiert, als ob er in einer Kochshow auftreten würde, erscheint neben uns.

»Bestell du«, sage ich.

»Zweimal »Der magische Märchenwald«, bitte.«

Der Kellner nickt und verschwindet.

»Sind nicht alle Märchenwälder magisch?«

»Es geht um Alliteration«, sagt Tobias, »nicht um Logik.«

»Klar.«

Der Kamin vor uns knistert. Zumindest der ist echt, denke ich, echtes Holz, echte Flammen, gelb flackernd. Der Kamin macht diese Bar erträglich, der Kamin und natürlich Tobias, der trotz seiner bizarren Frauengeschichten ein treuer Freund ist.

»Was ist?«, fragt er.

»Was soll sein?«

»Maja«, sagt er. »Cut the crap, dafür kennen wir uns zu lange.«

»Ich mache mir Sorgen«, sage ich.

Auf einmal merke ich, dass mir Tränen in die Augen schießen.

»Johanna?«

Ich nicke.

»Ich mir auch«, sagt Tobias. »Sie hat das alles nicht verdient.«

»Wer hat denn Krebs verdient?«, frage ich.

»Arschlöcher. Wichser. Leute, die andere Menschen scheiße behandeln.«

»Wie du mit den nummerierten Frauen?«

»Genau«, sagt Tobias. »Wenn ich krank wäre, hätte das etwas von Gerechtigkeit. Aber Johanna ist ein guter Mensch. Eine der Allerbesten.«

»Die Beste.«

Er nimmt meine Hand, und wir sitzen lange schweigend da und gucken in die Flammen, bis der Kellner zurückkommt und zwei kleine Schiefertablets auf dem Tisch vor uns platziert. Auf jedem Tablett steht ein Glas unter einer mit Nebel gefüllten Glasglocke, umringt von Rosmarinzweigen.

»Bereit?«, fragt er.

»Always«, sagt Tobias, der immer noch meine Hand hält.

Der Kellner hebt beide Glasglocken exakt gleichzeitig und mit dem Gestus eines Zauberers in die Höhe.

Weißgrauer Nebel, sich deutlich von den schwarzen Wänden abhebend, steigt langsam aus den Gläsern in die Höhe.

»Toll, oder?«, sagt Tobias ehrfürchtig.

Seine Augen sind rund und kinderhaft, fast wie damals in Göttingen, als er noch eine dicke Brille und bunte Pullunder trug.

Ich lächele. »Ja«, sage ich und drücke seine Hand. »Ein bisschen toll.«

Erste Auflage Berlin 2026

Copyright © 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A | 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von §44b UrhG.

Umschlaggestaltung und Satz: Christin Albert, Berlin.

In Kooperation mit Valeska Bertoncini

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-1083-8

www.matthes-seitz-berlin.de